

Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 27 (1975)

Heft: 19

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FB 4/74, S. 2 ff.) Der Filmemacher informiert primär einmal über den Alltag einer Arbeiterehe. Er hält mit einem direkten Urteil zurück. Er klagt nicht ausdrücklich und direkt soziale Missstände an, sondern er weist auf ihre Existenz hin, aber in einer sehr unterschwelligen, hintergründigen Art. Das Problem wird im Film somit nicht in erster Linie ausdiskutiert, und dem Zuschauer wird nicht eine Meinung präsentiert, sondern diese Prozesse hat der Zuschauer selbst zu leisten.

Einsatzmöglichkeiten und methodische Hinweise

Der Film setzt ein anspruchsvolles Interesse am Medium Film voraus. Er unterhält nicht primär, er ist aber auch nicht strapaziös analytisch. Er kann deshalb am besten einer Gruppe gezeigt werden, die sich durch Interesse an einem Problem der unterprivilegierten Gesellschaftsgruppen gefunden hat. Dem Aufbau des Films folgend, wird eine Diskussion am besten so in Gang gebracht, dass die Zuschauer den analytischen Gehalt durch «Nacherzählen» aufarbeiten. Von selbst werden sie auf diese Weise den Problemgehalt aufspüren.

Werner Spirig

TV/RADIO-KRITISCH

Eigeninszenierungen beim Fernsehen DRS

Mit zwei Eigeninszenierungen recht unterschiedlichen Gehaltes und Charakters hat das Fernsehen DRS jüngst aufgewartet: André Kaminskis «Der Irrtum des Archimedes» und Herbert Meiers «Stauffer Bern» stellten so etwas wie Bewährungsproben der noch jungen, unter der Leitung von Max P. Ammann stehenden Abteilung «Dramatische Sendungen» dar. Wie weit die spezifisch fernsehdramaturgischen Möglichkeiten bei der Inszenierung der zwei eigentlich für die Sprechbühne konzipierten Stücke fruchtbar gemacht werden konnten, steht hier zur Diskussion.

Die Irrtümer des Hans Hollmann

Zu André Kaminskis «Der Irrtum des Archimedes» (10. September)

Eigentlich steht hier zweierlei zur Debatte: Die Komödie von André Kaminski und deren Inszenierung. Der «Irrtum des Archimedes» ist ein theatrales Federgewicht, ein heiteres Nichts, eine Seifenblase, die schillert und platzt. Kaminski hat den tragischen Anlass – die Ermordung des Archimedes bei der Eroberung von Syrakus durch die Römer (212 v. Chr.) – zur fast heiteren Auseinandersetzung zwischen der intellektuellen Denkart der logischen Schlussfolgerung und der aggressiven Handlungsweise ergebundenen Pragmatismus' gemacht. Archimedes jedenfalls meint – überheblich wie grosse Denker zuweilen sein können – seinem Leben könne auch unter römischen Besetzern nichts geschehen, da seine Erfindungsgabe unersetztbar sei. Dass zwei römische Soldaten, die nicht einmal seinen Namen kennen, in ihm nicht den überlegenen Geist, sondern nur den schwächeren Greis sehen, wird ihm zum Verhängnis. Mehr als diese Konfrontation, die für Archimedes letal ausgeht, liegt in dem Stück nicht drin. Das ist auch nicht nötig, denn Kaminskis Absicht war – wenn nicht alles täuscht – die brillante Einkleidung dieses einfachen Geschehens ins witzige, lose Wort, ins geistvolle Geplänkel, nicht aber der bedeutungsschwangere Verweis auf die Parallelität mit der Gegenwart. «Der Irrtum des Archimedes» ist, sieht man einmal von der schwerfällig geratenen Exposition ab, durchaus gutes Boule-

vardtheater, unterhaltend und nicht ganz ohne fröhliche Seitenhiebe auf Zeitgeist und -genossen natürlich.

Gerade hier nun beginnen die Irrtümer des Basler Theaterdirektors Hans Hollmann, der für die Inszenierung verantwortlich zeichnet: Er weist der Boulevardkomödie den Stellenwert eines gesellschaftskritischen Theaterstückes zu und bringt sie damit um ihre Leichtigkeit. Dürrenmatt grüsst plötzlich von ferne und, wie es scheint, ein wenig unwirsch. Hollmann geraten die Personen des Stücks zu Symbolfiguren, ohne dass ihnen dazu die nötige Ausstattung durch das Wort gegeben wird. Geht dies bei Archimedes (Adolph Spalinger) und Marcellus (Alexander May) noch einigermaßen an, weil hier der Dialog ausgefeilt und mitunter reich und dicht ist, so wirken die Darsteller der Nebenrollen wie Säuglinge, denen Boxhandschuhe übergestülpt wurden: unbeholfen. Ihnen bleibt allein noch die Faxe im Stile «toll trieben es die alten Römer», um halbwegs über die Runden zu kommen. Deppen sind sie allesamt, die über die Bühne stolpern. Dabei hätte dies keineswegs so sein müssen. Eine leichtfügsige Inszenierung, die das Handeln und nicht das Sprechen in den Vordergrund stellt – Kaminskis Komödie bietet hier gar nicht wenig an – hätte die Nebenrollen ihrer Nichtigkeit entlastet und den Protagonisten zugleich einen besseren Rahmen verschafft. Das nun allerdings hätte eine grundlegend andere Konzeption der räumlichen Gestaltung erfordert.

Hollmann zog es vor, im traditionellen Bühnenraum mit seinen beschränkten Möglichkeiten zu inszenieren. Archimedes irrt in künstlichen (und leider kaum künstlerischen) Kulissen, die Darsteller stehen sich auf den Zehen herum, und wenn sie sich bewegen müssen, fehlt ihnen der Raum. Was in einem kleinen Theater noch angehen könnte, weil die Präsenz des Schauspielers unmittelbar ist, musste auf der Mattscheibe erstarrten. Dieses Schicksal erfährt in erster Linie Vera Tschechowa als Aquila. Sie, die durch ihre Körperlichkeit und Sinnlichkeit eine auflockernde Komponente ins Stück bringen sollte – also ganz von ihrer Äusserlichkeit her Leben erhält – wird durch Inszenierung und Raum zur stumpfen Passivität verdammt. Hollmanns Irrtümer werden gerade an ihrer Figur drastisch erkennbar: Der Regisseur hat Theater inszeniert, ohne sich darum zu kümmern, dass das Fernsehen anderen dramaturgischen Gesetzen unterworfen ist. So musste «Der Irrtum des Archimedes» zur blassen Theateraufzeichnung werden, bei der, alter Tradition gemäss, eigentlich nur das Fallen des Vorhangs und der Applaus des Publikums fehlte. Urs Jaeggi

Bildschirmgerechte Inszenierung fürs Theater

Zur Theateraufzeichnung von Herbert Meiers «Stauffer-Bern» vom 24. September im Fernsehen DRS

Die auf bundesrätliche Weisung mit illegalen Mitteln unterdrückte Liebesaffäre zwischen dem Kunstmaler Karl Stauffer und der Millionärin Lydia Welti-Escher, der Tochter des «Eisenbahnkönigs» und Gemahlin des Sohnes von Bundesrat Welti, erscheint im Rückblick als ein Stück unbewältigter schweizerischer Vergangenheit aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bereits 1968 hat Bernhard von Arx die von selbstherrlichem Machtmissbrauch des damaligen Grossbürgertums auf der einen, von romantischer Exaltiertheit auf der andern Seite geprägte Skandalgeschichte in einem Fernsehfilm (und anschliessend in einem Buch) aufgerollt. Herbert Meier hat in seinem Theaterstück «Stauffer-Bern» die wichtigsten Stationen der Tragödie nachgezeichnet und sich dabei bemüht, trotz aller Sympathie für das in Not und Selbstmord getriebene Paar keine Schwarzweissmalerei aufkommen zu lassen. So wird Stauffer bei ihm nicht nur als unschuldiges Opfer gezeigt, sondern auch als einer, der durch sein provozierendes Gehabe und seine masslos verstiegenen Pläne die Katastrophe geradezu provoziert.

Die psychologische Herausarbeitung der beiden Charaktere hätte aber wohl etwas mehr dichterische Freiheit erfordert, als es die historisch belegbare Nachzeichnung des politischen Skandals erlaubte. So bleiben die zwanzig Szenen des Stücks Episoden, denen der innere Zusammenhang fehlt, oder besser: erst durch eine Inszenierung gegeben werden muss. Die Inszenierung, die Max Peter Ammann im Herbst 1974 im Studio Wolfbach des Zürcher Schauspielhauses mit Ingold Wildenauer und Renate Schroeter in den Hauptrollen erarbeitete, liess diese Mängel der Vorlage in den Hintergrund treten. Die Presse rühmte damals den Schwung und die szenische Vielfalt, mit der Ammann die statische Bilderchronik Herbert Meiers in einen dynamischen Ablauf gebracht hatte.

Zehn Monate später wurde nun die ebenfalls von Max Peter Ammann geleitete Fernsehaufzeichnung dieser Inszenierung gezeigt: Sie darf als mustergültige «Reportage über eine Theateraufführung» bezeichnet werden, womit bereits gesagt ist, dass die Rücksichten, die der Regisseur bei der Inszenierung auf die kommende Aufzeichnung nahm, nicht auf Kosten des Theatererlebnisses im Zuschauerraum gingen. Im Gegenteil: Die gleichzeitige Verwendung eines Arena-Podiums in der Mitte und einer schmalen Bühne an der Stirnseite des Saals – die bei der Aufzeichnung die Aufstellung von je einer Kamera in allen vier Ecken des Saals und die zwanglose Einbeziehung des Publikums erlaubte – trug nicht unwesentlich zum Erfolg der Aufführungen bei.

Darüber hinaus konnte Ammann bei der Aufzeichnung mit Hilfe genau überlegter Bildeinstellungen, sparsam verwendeter Zooms und überraschender Kamerawechsel (mehrfach kommt es zu eigentlichen «Quersprüngen», die meist durch die Unmöglichkeit, Kamerafahrten auszuführen, begründet sind) seine regielichen Intentionen verstärken, die nicht zuletzt in einer psychologischen Vertiefung der beiden Hauptgestalten bestanden. Geschickt leitet die Kamera den Blick des Zuschauers von der persönlichen Ebene weg zur grossen Politik (etwa durch einen Zoom auf das Schweizerkreuz am Bundeshaus auf der Kulisse während eines Gesprächs zwischen Vater und Sohn Welti) und wieder zurück zum seelischen Drama der Liebenden (indem die Kamera beispielsweise während eines Monologs auf dem Gesicht der Hauptdarstellerin verweilt). Das «Künstlermilieu» schliesslich ist ständig präsent durch die auf dem Bildschirm raffiniert zur Geltung gebrachten Farbkontraste der Kostüme (sogar die Kleider der Zuschauer ergeben gelegentlich überraschende Effekte). Renate Schroeter erscheint in der Halbtotalen manchmal wie ein gemaltes Bild.

Als Max Peter Ammann sich Ende Februar der Presse als neuer Leiter der dramatischen Sendungen des Fernsehens DRS vorstellte, formulierte er nicht nur konkrete Pläne für das Fernsehspiel, sondern auch für die bisher ziemlich willkürlich vorgenommenen Theateraufzeichnungen. Künftig, so wurde damals gesagt, sollten im voraus bestimmte Theaterinszenierungen bereits im Hinblick auf die zu erwartende Fernsehaufzeichnung angelegt werden. Was damit gemeint war, wird in der Inszenierung und Aufzeichnung von Herbert Meiers Theaterstück recht anschaulich gezeigt.

Gerhart Waeger

Ist das dänische Filminstitut unfehlbar?

Zu einer «Kirche heute»-Sendung über Jens Jørgens Thørsens Jesusfilm-Projekt

Seitdem bekannt wurde, dass die staatlichen Zuschüsse durch das dänische Kulturinstitut in der publikumswirksam aufgezogenen Affäre des Filmprojektes «Das Liebesleben Jesu» (The many Faces of Jesus) bewilligt und erhöht worden sind, hat eine neue, starke Protestwelle vor allem aus den deutschsprachigen Ländern, aber auch von Seiten internationaler Fachorganisationen, z. B. des OCIC, eingesetzt. Die

Redaktion der Sendung «Kirche heute» des Schweizer Radios vom 14. September 1975 hat diese Protestwelle zum Anlass genommen, um dem Leiter des dänischen Kulturinstitutes in Zürich Gelegenheit zu geben, einige, wie es hiess, «grundsätzliche Überlegungen» zur Sache vorzutragen.

Die Sache lief, wenn es erlaubt ist einen, von einigen andern Mitbürgern allerdings geteilten, persönlichen Eindruck und einen leicht vereinfachenden Terminus zu gebrauchen, auf einen Rechtfertigungsversuch hinaus. Das ist weiter weder erstaunlich noch beanstandenswert, war doch die Identität des Sprechenden genügend klar, sodass mit einer standortgebundenen Darlegung und Interessenvertretung gerechnet werden musste. Eine solche ist denn unserer Ansicht nach auch erfolgt. Leider so, und das ist nun eher beanstandenswert, dass keinem Vertreter der protestierenden christlichen Organisationen Gelegenheit geboten wurde, auf einige problematische Punkte hinzuweisen, auf die der Sprecher nicht oder nicht näher eingegangen ist. So war es auch nicht möglich, die eine oder andere der erfolgten kritischen Stellungnahmen, die von der Ansage her recht pauschal in einen Topf geworfen wurden, näher zu begründen.

Man wird ja kaum annehmen dürfen, dass sie samt und sonders das Resultat unbeherrschter, irrationaler, intoleranter und hochemotionaler Affekthandlungen gewesen sind. Eine Gegendarstellung hätte sich aber auch insofern aufgedrängt, als der Sprecher, wenn auch indirekt, sich für die Realisierung des Projektes ausgesprochen hat, mit gleichzeitiger Empfehlung an die Kirchen, der Film möge ihnen die längst fällige Gelegenheit geben, ihr – gestörtes – Verhältnis zur Sexualität aufzuarbeiten und von jahrhundertealten Tabus zu befreien.

Begründete Proteste

Abgesehen von Fragen um die Sexualität, wurde mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass für den Entscheid des dänischen Kulturinstitutes rein künstlerische Qualitäten des Drehbuches – die Herren haben den Film ja noch nicht gesehen! – ausschlaggebend gewesen sind. Verschwiegen oder als bekannt vorausgesetzt hat man allerdings die Tatsache, dass der Entscheid mit nur einer Stimme Mehrheit – drei Ja-Stimmen gegen zwei Nein –, einer an sich für Belange solcher Tragweite schon erstaunlich schmäler Entscheidungs- und Meinungsbildungsbasis, zustandegekommen ist. Das kleine Gremium ist offenbar, aus welchen Gründen auch immer, über die künstlerischen Qualitäten, den guten Geschmack und das soziale Verantwortungsgefühl des Jens Jørgen Thørsen, das ja, so sollte man meinen, zur Handhabung eines Massenmediums wie dem Film auch irgendwie dazugehört, so rasch nicht eingekommen. Im Gegenteil, der Vorstand hat sich dabei zerstritten und in der Folge sogar aufgelöst. Soll es Aussenstehenden, die sich um eine einigermassen sachliche Darstellung und Beurteilung der Sache und der Situation bemühen, leichter gehen, zumal die offiziellen Stellen mit der Aushändigung von Informationsmaterial äusserst zurückhaltend sind?

Und doch lassen die bisherigen Äusserungen und Leistungen des Regisseurs, zu denen auch der von namhaften Kritikern als «Kunstunrat und nichts weiter» bezeichnete Film «Stille Tage in Clichy» gehört, einige Vermutungen zu. Geht man sie durch, bekräftigt sich der Verdacht, dass die Bedenken der Protestierer, es sei hier ein übles Produkt im Entstehen, das die Gefühle aller Menschen, denen die grossen Gestalten der religiösen Menschheitsgeschichte etwas bedeuten, grob verletzt, wahrscheinlich berechtigt sind. Was heute mit Jesus geschieht, kann sich ja morgen bei jedem anderen Gründer religiöser Gemeinschaften wiederholen, ob sie nun christlich seien oder nicht. Hinweis dafür ist der heute etwa 45jährige Maler, Kunstkritiker und Filmemacher Jens Jørgen Thørsen selbst, der sich als «Situationist» bezeichnet und zu den aktiven Mitgliedern einer internationalen Anarchistenbewegung gehört. Offensichtlich scheint er von einem überdurchschnittlichen Selbstdarstellungs- und Selbstentblössungsbedürfnis befallen zu sein. Sonst hätte er sich wohl kaum als

Christus mit Kreuz- und Dornenkrone im Adamskostüm, von zwei ähnlich aufgezogenen «Büsserinnen» begleitet, photographieren und «verkaufen» lassen.

Im Namen welcher Freiheit?

Es wäre aufschlussreich, die Motive dazu mit Hilfe heutiger Seelenforschung näher, d. h. wissenschaftlicher zu ergründen. Wissenschaftlichkeit, weder psychologische noch exegetische, scheint indessen nicht die Stärke dieses Regisseurs zu sein, obwohl man vom Thema seines Filmes her gesehen – er will u. a. Jesus von seinem «Messiaskomplex» befreien – Ansprüche in dieser Hinsicht meinte stellen zu dürfen. Aber Thørsens Präferenzen und Tätigkeiten liegen anderswo. Es scheint ein Happening-Spezialist zu sein. Dieses künstlerische Prinzip räumt ihm die Freiheit ein, sich über alles, auch über die Wahrheit, jedenfalls die historische, die exegetische, die kerygmatische und die ethische hinwegzusetzen. So wird es niemanden wundernehmen, wenn seinem filmischen Helden bzw. Antihelden zu unguter Letzt aller Wahrscheinlichkeit nach eher Ähnlichkeiten mit seinem Autor nachzuweisen sind, denn mit einem Jesus von Nazareth, über den doch in den letzten Jahren u. a. auch einige historisch gesicherte Erkenntnisse zusammengetragen worden sind, über die eine reiche, jedermann zugängliche theologische Literatur Auskunft gibt.

An solchen Ansprüchen und Massstäben wird man aber, wie bereits angedeutet, das dänische Filmprojekt kaum messen wollen oder dürfen. Dazu ist Thørsens Jesus-Gestalt, auf jeden Fall der Jesus des 20. Jahrhunderts, der sich vom galiläischen Jesus und der Jesusfigur des 23. Jahrhunderts abhebt, zu vulgär, so vulgär, dass hier auf eine Kollektion von Zitaten, die ihm in den Mund gelegt werden, verzichtet werden kann.

Ob diese Hinweise und Anhaltspunkte nicht Grund genug sind, gegen einen derartigen «künstlerisch» freien Umgang mit der Gestalt Jesu, inklusive der staatlichen Unterstützung dafür, Miss- und Unbehagen, ja sogar scharfen Protest anzumelden? Zweifel daran, dass der Film, wenn er entsteht, öffentlich und für viele – in gemeiner Weise – Gegenstände religiöser Verehrung verunehrt, gibt es nach dem Gesagten und dem heute Eruierbaren kaum. Nach schweizerischem Recht (Art. 261 StGB.) wäre ein solcher Tatbestand strafbar. Auch in Dänemark wird zur Zeit geprüft, ob das Projekt nicht gegen die gesetzlichen Bestimmungen – es geht dort um den Begriff der Blasphemie – verstösst. Die Untersuchung, bzw. der laufende Prozess, ist noch nicht abgeschlossen.

Ob diese gesetzlichen Schranken, die allenfalls einen Riegel schieben können, deshalb als Todfeinde eines totalen und hochgepriesenen westlichen Freiheitsideals gebrandmarkt werden sollen? Der Westen wäre demnach frei, auch die Grundlagen und Grundwerte seiner eigenen Kultur und Zivilisation, zu denen rein sachlich gesehen auch das Christentum und die christliche Tradition gehört, allmählich zu «zertrampeln» oder «zertrampeln» zu lassen. So weit geht meines Wissens kein anderes System! J. J. Thørsen könnte vielleicht versuchen, ein ähnliches Projekt über das Liebesleben Ho Chi Minns oder Lenins zu realisieren. Die Unterstützung durch das Kulturinstitut von Hanoi oder Moskau dürfte jedenfalls auf sich warten lassen!

Ambros Eichenberger

«Konzertkalender»: viel Information in 15 Minuten

Der Dienstagabend im 2. Programm von Radio DRS ist an die Liebhaber der gelegentlich als ernst bezeichneten Musik gerichtet. Fast unbemerkt hat sich hier eine kleine Sendung eingenistet, die nicht nur dem Musikfreund wertvolle Informationen vermittelt, sondern auch dem Medienkritiker Gelegenheit gibt, für einmal den Rotstift nur behutsam anzuwenden. Der «Konzertkalender» von André Bernhard vereinigt in

sich verschiedene Vorzüge des Radios. In knapper Zeit erfährt der Zuhörer, an welchem Tag der folgenden Woche wo welches Konzert stattfindet. Das Radio bietet also ohne bombastischen Aufwand eine echte, aktuelle und kulturelle Dienstleistung, die es erlaubt, in einer runden Viertelstunde einen Überblick über das Konzertleben des Sendegebietes zu gewinnen. Freilich ersetzt die Wochenvorschau nicht die üblichen Hinweise auf die Konzertveranstaltungen wie Inserate und Plakate; der Beginn der Konzerte und in der Regel der Konzertsaal werden nicht genannt. Begreiflich, denn sonst würde der «Konzertkalender» den Umfang eines dicken, unhandlichen Wälzers annehmen. Die Funktion der Sendung ist eben die, dem Hörer in einer leicht fasslichen Form den Weg zum aktuellen Konzertbetrieb zu erleichtern. Das gestalterische Hauptproblem liegt darin, die Information so darzubieten, dass man nicht den Eindruck bekommt, es lese einer das Telephonbuch vor. Aber André Bernhard steuert dieser Tendenz zur Eintönigkeit geschickt entgegen, indem er musikalische Verschnaufpausen mit kurzen Ausschnitten aus dem einen oder andern der angekündigten Werke einlegt oder aus den Dirigenten, Komponisten, Interpreten in Form von Interviews einige Details zum bevorstehenden Konzert hervorlockt. Zwischen den Zeilen sozusagen kann man etwa einen knappen, aber illustrativen Einblick in die Wunderwelt der Glasharfe gewinnen. Zur Freude des (vergesslichen) Zuhörers und des Medienkritikers, der die Aktualität als Kriterium anlegt, gedieh der «Konzertkalender» allerdings erst, seitdem er nicht bloss alle drei Wochen, sondern wöchentlich im Programm steht (seit 16. September).

Bei allem Lob will ich nicht verschweigen, was mich an der Sendung (vom 16. September) störte. Es ist durchaus verständlich, dass nicht jedes einzelne Werk detailliert aufgeführt werden kann. Aber wenn Kompositionen einzeln genannt werden, dann sollten sie so bezeichnet werden, dass ihre Identität eindeutig feststeht. So ist beispielsweise nicht eindeutig klar, welche Klavier-Sonate in As-dur von Ludwig van Beethoven gemeint ist, wenn es vom selben Komponisten zwei As-dur-Sonaten gibt. Entweder müsste man die Nummer (Nr. 12 oder Nr. 31) oder die Opuszahl (op. 26 oder op. 110) beifügen. Freilich sind hier auch die Unterlagen der Veranstalter (Inserat, Programmheft) nicht immer sehr präzise. Etwas anderes ist das schnelle Sprechtempo von André Bernhard. In der Regel scheint mir das Tempo durchaus angemessen. Aber in heiklen Passagen können für den Zuhörer sehr leicht Unklarheiten entstehen. So liegen im schnellen Sprechen ein F-dur und ein Es-dur sehr nahe beieinander. Vielleicht lassen sich auch solche Kleinigkeiten korrigieren.

Sepp Burri

Keine umwälzenden Änderungen

Programm-Anpassungen bei Radio DRS auf den Herbst

Dass sich die nun vor rund neun Monaten in Kraft getretene Programm-Struktur von Radio DRS im grossen und ganzen zu bewähren scheint, stellte der Programmdirektor von Radio DRS, Dr. Otmar Hersche, anlässlich einer Pressekonferenz in Basel mit Genugtuung fest. So ist es denn naheliegend, dass auf diesen Herbst keine weiteren Strukturveränderungen vorgenommen werden, sondern dass das Programm nur einige, allerdings zum Teil notwendige kosmetische Korrekturen erfährt, die am Schluss dieses Artikels zusammenfassend dargestellt sind. Der optimistische Grundton stützt sich nicht zuletzt auf die ersten Ergebnisse einer systematischen Hörerforschung, die etliche Aufschlüsse über die Verhaltensweise und Reaktionen der Zuhörer geben.

Es ist nun aber keineswegs so, dass die neue Programm-Struktur von allem Anfang an Begeisterung ausgelöst hat. Vielmehr waren die Reaktionen der Hörer recht heftig, aber es folgte die Gewöhnung, die durch einige sich bald grosser Beliebtheit erfreuende Sendegefässer gefördert wurde. «Index 5 vor 12» und vor allem dann auch

jene Lebenshilfe vermittelnden Donnerstagabend-Sendungen wie «Sprechstunde», oder «Das Problem» entsprechen offensichtlich einem Bedürfnis und haben sich auf Anhieb bewährt. Pikant dann auch, dass «die Sendung zum Aufstehen», das in der Presse vielgeschmähte «Espresso», beim Hörer offenbar wesentlich besser ankommt als bei der Medienkritik. Hier ist nun aber sofort auf ein weiteres Ergebnis der Hörerforschung hinzuweisen: Der Radiohörer trifft weniger eine Programm- denn eine Zeitwahl. Die Einschaltspitzen zeigen, dass das Radio weitgehend eine Begleitfunktion hat. So schalten zwischen 12.00 und 13.15 Uhr zwischen 25 und 50% der Hörer ihr Gerät ein (Spitze), zwischen 06.45 und 08.30 Uhr sind es immerhin 20% und zwischen 17.45 und 19.45 Uhr hören 12% Radio. Die Zeitspanne zwischen 18.00 und 21.00 Uhr gilt als flaue Radiozeit, nach 21.00 Uhr – also nach dem Hauptabendblock im Fernsehen – steigt die Zahl der Hörer wieder an.

Dass dem Sport – das betrifft ja in erster Linie den nur selten kritisch kommentierten Spitzensport – weniger Zeit und Geld geopfert werden soll, ist auffallendes Merkmal der Programm-Anpassungen. Ein Freudengeheul der Anti-Radiosportler wäre allerdings verfrüht. Der aus finanziellen Überlegungen erfolgte Verzicht auf die «Dritte Welle», die vorwiegend als «Sportwelle» benutzt wurde (Sportübertragungen auf der Mittelwelle, während die beiden UKW-Programme «ungestört» blieben), hat natürlich zur Folge, dass ein gewisses Mass an Sportberichterstattung über das 1. Programm erfolgen muss. Das trifft im besonderen am Samstagabend zu und erschwert die nach wie vor umstrittene Konzeption dieses «Familienabends». Allerdings darf mit Genugtuung festgehalten werden, dass die im vergangenen Winter überdimensionierte Berichterstattung von der Eishockey-Meisterschaft am Dienstag und Samstag zurückgebunden wurde. Ob die Neugestaltung der letzten Stunde des nach wie vor endlos langen Sonntag-Sportnachmittages mit Chor- und Blasmusik geschickt ist, bleibt fraglich. Die Möglichkeit ist nicht auszuschliessen, dass damit den ebenfalls von 18.00 bis 19.00 Uhr ausgestrahlten Lokalsendungen viele Hörer entzogen werden. Wie weit dies mit Absicht geschieht, um den vor allem durch die subregionalen Genossenschaften geförderten, teuren, aber wie gemunkelt wird, kaum gehörten Lokalsendungen den Gnadenstoss zu geben oder zumindest eine Neukonzeption zu provozieren, bleibt vorerst den Spekulationen der Gerüchtemacher überlassen ...

Zufrieden hat man in kirchlichen Kreisen vermerkt, dass der Rubrik «Zum neuen Tag» wiederum die gute Zeit um 06.50 Uhr eingeräumt wurde. Mehr zu denken muss dagegen die Tatsache geben, dass die Hörerbeteiligung bei den religiösen Sendungen am Sonntagmorgen trotz Ausstrahlung über zwei Wellen (Mittelwelle und UKW 2) stagniert, während sich das leichte Musikmagazin «Vorwiegend heiter» steigender Beliebtheit erfreut.

Urs Jaeggi

Übersicht über die Programm-Anpassungen

Samstag: Die *Sportwelle* mit Berichten von der Fussballmeisterschaft wird grundsätzlich im 1. Programm (UKW/MW) ausgestrahlt, in der Regel von 21.30–22.15 Uhr mit Nachrichten um 22.00 Uhr (seit 16.8.). Von 22.15–23.00 Uhr bringt DRS 1 künftig anstelle von «*Swing & Pop mit dem UOR*» wechselnde gestaltete Sendungen der Abteilung Unterhaltung (ab 11.10.). Berichte von der *Eishockeymeisterschaft* sind in der kommenden Saison jeweils samstags und dienstags von 22.55–23.00 Uhr im 1. Programm zu hören (ab 11.10.).

Sonntag: Die letzte Stunde «*Sport und Musik*» 18.05–18.55 Uhr DRS 1) vermittelt neu präsentierte Chor- und Blasmusik (vor allem Laienensembles), wenn nötig unterbrochen von Sport- und Verkehrsmittelungen (ab 5.10.).

Montag–Freitag: Die Rubrik «*Zum neuen Tag*» wird nun um 06.50 Uhr ausgestrahlt (DRS 1, seit 8.9.). Die «*Konsumententips*» sind nun immer um 08.10 Uhr (DRS 1) zu

hören. «*Fit mit Jack*» entfällt (seit 1.9.). Am Montag, Mittwoch und Freitag wird im 1. Programm um 19.50 Uhr von Ende Oktober bis vor Weihnachten ein *Ski-Gymnastik-Kurs* ausgestrahlt (ab 24.10.). Die Zeit von 18.20–18.45 Uhr im 1. Programm (Di/Fr nur bis 18.40 Uhr) wird künftig vom Unterhaltungsorchester UOR bestritten (ab 6.10.). Die enge Tagetypisierung für die Sendung «*Sounds*» 18.05–19.00 Uhr DRS 2) entfällt. Im Programmteil wird kein Untertitel mehr, nur der Name des Präsentators genannt. Die Möglichkeit, immer aus dem musikalischen Gesamtangebot wählen zu können, erleichtert eine attraktive Zusammenstellung. Die Formel «*Pop auf Wunsch*» am Freitag bleibt (ab 6.10.).

Montag: Die beiden Spätprogramme von DRS 1 werden ausgetauscht; neu: 22.15–23.00 Uhr «*Tête-à-tête*» und 23.05–24.00 Uhr «*Samt und Saiten*» mit dem UOR (ab 6.10.).

Dienstag: Die bisher wöchentlich am Donnerstag ausgestrahlte *Sendung für Romanisch-Bünden* von 17.00–17.30 Uhr wird künftig am Dienstag zur gleichen Zeit über die Bündner UKW-D-1-Sender vermittelt (ab 17.10.). Die bisher alle drei Wochen von 23.05–24.00 Uhr im 1. Programm eingesetzte Sendung «*Diese Woche in der Schweiz*» wird durch zwei neue Rubriken abgelöst, welche im Sechs-Wochenturnus alternieren:

«*Jürgen von Tomei porträtiert einen ungewöhnlichen Sänger*» und «*Zauber der Stimme*» aus Oper, Operette und Lied) (ab 14.10.).

Donnerstag: Das «*Discorama*» im 1. Programm von 22.15–23.00 Uhr wird nach und nach abgelöst durch gerichtete Unterhaltungssendungen, u. a. «*Folk and Country*».

FORUM

Der skrupellose Griff zur Schere

Wie hierzulande mitunter Filme vorgeführt werden

Über allen Gipfeln,
In allen Wipfeln
Spürest du die Vögelein schweigen;
Warte, balde ruhest du auch.

Einmal angenommen, der Verleger auch der lückenhaftesten Populärausgabe von Klassikern der Weltliteratur würde sich unter Berufung auf die gestiegenen Papierpreise und die darum notwendig gewordene Reduktion der Seitenzahlen erlauben, beispielsweise Johann Wolfgang Goethes «Wandrers Nachtlied» in der obenstehenden Verkürzung abzudrucken – die Welle des Protestes spülte den Ignoranten weg wie ein welkes Blatt. Aber eigentlich braucht man gar nicht auf die Editionen des Werks des Dichterfürsten zurückzugreifen: Selbst literarische Produktionen weitgehend unbekannter Autoren erreichen ihre zahlende Leserschaft meist in integraler Form, was heisst: in jeder Form, die ihre Schöpfer als die richtige, passende, einzig mögliche erachtet haben; wenn nicht, so wird das Publikum doch wenigstens mit Vermerken wie «*Gekürzte Ausgabe*» oder «*In Auszügen*» auf Eingriffe aufmerksam gemacht und hat, bei bedeutenden Werken zumindest, die Möglichkeit, sich eine kritische Ausgabe zu beschaffen.

Was der Literatur schon lange recht ist, müsste dem Film – so möchte man meinen – heute billig sein. Doch weit gefehlt! Wiewohl der Film weitgehend als eigenständige Kunstgattung akzeptiert ist, die zum Teil unvergessliche Werke von höchstem humanem und kulturellem Wert hervorbrachte, scheinen ihn einige jener Leute, die sich